

Eigenes Leben : Ulrich Becks Suche nach der individuellen Identität im unüberschaubar gewordenen Mittelklasse-Bürgertum

Autor(en): **Kunisch, Hans-Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **76 (1996)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165583>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hans-Peter Kunisch

EIGENES LEBEN

Ulrich Becks Suche nach der individuellen Identität im unüberschaubar gewordenen Mittelklasse-Bürgertum

Rascher Wandel in den Bedürfnissen der Volkswirtschaften und Wünschen der Individuen führt zu einer immer beweglicheren, hochdifferenzierten Gesellschaft. Sie zwingt die Menschen in ihren oft eher verquer als sinnvoll vernetzten Lebensbereichen zu höchst verschiedenen, oft sich widersprechenden Logiken. Doch die verschiedenen Knoten in den Netzen machen zusammen die Kerne nur einer eigenen Identität aus.

Die meisten der in *Ulrich Becks* Buch «eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben» auf grossformatigen Schwarzweissfotos abgebildeten Menschen sehen traurig aus. Viele auf eine geschönt wirkende Art. Wie von ganz besonderem Trauerflor umrandet. Nach den Texten zu schliessen, die alle dargestellten 72 Frauen, Männer und Kinder auf der jeweils nebenstehenden Seite porträtieren, gehören sie im allgemeinen zum mittleren Bürgertum, das nicht reich ist, aber nur selten Existenzängste kennt. Nur wenige, etwa zehn, meist Frauen, scheinen mit sich zufrieden. Dennoch: Alle, glaubt man dem Titel dieses Buches, führen so etwas wie ein «eigenes Leben». Und «besitzen» darum, so sieht es der Münchner Soziologe Ulrich Beck, der den soziologischen Kommentar zu Fotos und Texten verfasst hat, eines der höchstbewerteten Güter in unserer vergesellschafteten Welt. Denn auch der Wunsch nach «Geld» meint in seiner Sicht meist das Bedürfnis nach «eigenem Geld»; der Wunsch nach «Raum» den nach «eigenem Raum». Beides Errungenschaften, die schon *Virginia Woolf* für das «eigene Leben» einer Schriftstellerin als notwendig ansah.

Doch genauer: Was ist das, ein *eigenes Leben*? Grundsätzlich noch immer: radikale Nicht-Identität. Folgt man Ulrich Beck, ist das eine schöne und schwierige Sache zugleich. Immer weniger wird das Leben der Menschen durch Institutionen

bestimmt. So wird es von Traditionen zwar nicht ganz frei, aber jene werden kaum mehr als von vornherein verbindlich empfunden. Die verschiedenen, oft nur temporär zum eigenen Existenzentwurf passenden Traditionen werden zunehmend *gewählt* und mit den Folgen der Zwänge, denen das Individuum mit jeder Wahl auch unterworfen ist, zu einer *Bastelbiographie* verknüpft. Die Modell-Lebensläufe, denen zu folgen war, werden entstandardisiert.

Das Ich, das sich dezentralisiert hat, ist aber keineswegs anspruchsloser geworden. Die Akzeptanz eines von der Allgemeinheit behaupteten Werts setze, so Beck, immer öfter die Prüfung durch das eigene Fühlen und Denken voraus. Kein «Wir» mehr ohne «Ich» lautet – in Umkehrung der alten – die neue ethische Devise. Das gilt für viele Bereiche (post-)modernen Lebens. Relevant ist dies vor allem für zwei: die längerfristige Partnerschaft und den Staat.

Beide sind immer grösseren Zerreisproben ausgesetzt. Bis vor nicht langer Zeit konnten sie auf die mehr oder weniger selbstverständliche Annahme bauen, dass der unzufriedene einzelne auf vieles zu verzichten habe – zum «Wohl der Gemeinschaft». Jetzt koppelt der Einzelne sich innerlich «vom Staat» ab und lässt ihn, ohne Schuldgefühle, für sich sein. Eine *Gesellschaft* der einzelnen entsteht, die in Partnerschaft dem Unzufriedenen recht gibt; der zeigt sich durch seine Kritik «be-

Ulrich Beck, eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben, Ulrich Beck, Wilhelm Vossenkuhl, Ulf Erdmann Ziegler, mit Fotos von Timm Rautert. C. H. Beck, München 1995.

weglich», «aktiv» – und das gilt allen als Wert. Eine «Gemeinschaft» soll «Suchgemeinschaft» bleiben, die sich immer von neuem selbst zu revolutionieren, neu zu konstituieren habe. «Glück» wird nicht mehr mit «Harmonie» gleichgesetzt, sondern «in der Erfahrung der Verschiedenheit und Vielfalt» gesehen. Auch wenn diese schönen Worte von Ulrich Beck schon an jeder alltäglichen Disharmonie scheitern können, so ist bei vielen Paaren eine grössere Bereitschaft zum Ertragen und Erfahren der schwierigen Seiten des anderen Ichs zu vermuten. Und idealerweise ist sich auch der Unzufriedene seiner selbst nicht so sicher, dass der Gemeinschaft gar keine Chance mehr bliebe. Partnerschaften haben, neben ihrer ganz prinzipiellen Labilität (will nur einer nicht, geht gar nichts mehr), immer häufiger von einer zeitlichen Beschränkung ihrer Existenz auszugehen («Lebensabschnittsbeziehung») hier nicht als kaltes Konstrukt gedacht, sondern als gegen Illusionen federnde, von vornherein zu akzeptierende Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit). Doch die Unsicherheit kann zur Öffnung werden. Beck hat dies zuerst etwas unübersichtlich, aber letztlich zutreffend formuliert. Zeitgemäss wird der Zweifel zum Ausgangspunkt der Selbst- und Paardefinition und Unsicherheit der Lebenssituationen zur Basis produktiver Partnerschaft: «Ich zweifle, also bin ich. Ich zweifle, also werde ich. Ich zweifle, also gebe ich dir Raum. Du zweifelst, also gibst du mir Raum. Ich und du zweifeln, also sind wir. Wir zweifeln, also werden wir möglich.»

Individuelles Scheitern

Eine wesentliche Folgeerscheinung des Konzepts «eigenes Leben» ist die sich radikalisierende Bedeutung individuellen Scheiterns. Dieses kann, so Beck, nicht mehr «dem Staat», «der Gesellschaft», «der Wirtschaft», überantwortet werden. Das «eigene Leben» nimmt an, dass es sich mit überindividuellen Gegebenheiten auseinanderzusetzen habe. Und der Erfolg der neuen «Lebensform» zeigt sich gerade im kreativ-persönlichen Umgang mit den vorgefundenen Strukturen. Wenn der Pflicht-Lebenslauf nicht mehr besteht, so ist auch das «Scheitern» in seiner Verantwortlichkeit nicht mehr so leicht an überpersönli-

Bei sich aufgenommen haben Regine und Josef Peters: «Pero Kovacevic, achtzehn, der dem bosnischen Krieg unter Verlust seines rechten Unterarms entkommen ist. Ferner eine stille bleiche Frau namens Sadbera Hadzic, die ihr fünfjähriges Kind Selmir betreut, das im einzigen stillen Zimmer des Hauses liegt, schwer krebskrank, und nicht mehr lange zu leben hat.

Regina und Josef Peters Engagement ist betont unsentimental und wird auch nicht mit den Regeln christlicher Ethik begründet. Es ist Teil einer Geschichte des Paares, das nie vorgehabt hatte, sich in der Dynamik von Familie, Arbeit und Freizeit bequem einzurichten: «Die Option hat es für uns nie gegeben, dass wir hier in Rüschenkleidchen sitzen und warten, bis der Vater nach Hause kommt» (aus dem besprochenen Band).

che Strukturen zu delegieren. Doch wenn Beck ausgerechnet «Arbeitslosigkeit» als zentrale Erfahrung des «eigenen Scheiterns» diskutiert, kann man ihm Realitätsferne vorwerfen. Denn die Beweglichkeit, die vom Befürworter des Beck'schen Konzeptes vom «eigenen Leben» in Krisensituationen eingefordert werden könnte, gilt wohl kaum für jene, die ihr Leben unter grund-



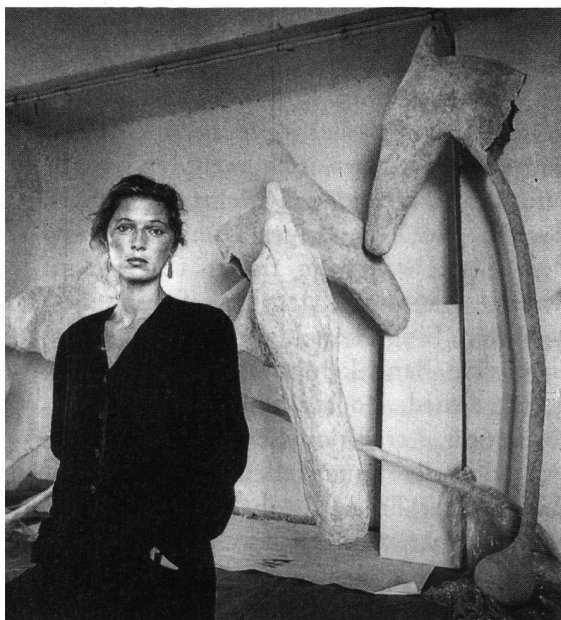
sätzlich anderen Paradigmen zu führen gelernt haben.

Wenn man den Begriff des «Scheiterns» nicht überhaupt für zu kitschig-emphatisch hält, so zeitigt eine scheiternde Liebe gegenwärtig oft interessante gesellschaftliche Folgen. Beispielsweise im Bereich der «Familienstrukturen», die nach den immer üblicher werdenden (Mehrfach-)Scheidungen oder Trennungen komplexer werden. Beck hat schon früher von einem Wiederaufkommen der Grossfamilie gesprochen. Eine These, die von den Porträts in diesem Band keineswegs durchgehend gestützt wird. Doch eine langsame Transformation traditionellerer Strukturen ist jedenfalls festzustellen. Ob nun im Leben jener Frau, die ihr Kind in einer Wohngemeinschaft mit zwei homosexuellen Männern erzieht, oder wenn von zwei geschiedenen Vätern mittleren Alters die Rede ist, die zusammen seit einigen Jahren eine Wohnung teilen, in der früher die Familie des einen gelebt hat und von der aus sie jetzt ihre Frauen mit Kindern besuchen. Eine der wesentlichen Änderungen ist, dass Liebesbeziehungen und Ehen kaum mehr vollständig abgebrochen werden, sondern immer neue Wandlungen er-

fahren, was jedem einzelnen idealerweise zu einer emotional immer dichter besetzten Teil-Gesellschaft verhilft.

Der Tod als radikaler Schluss

Das Konzept des eigenen Lebens erzeugt aber auch den eigenen Tod. «Je eigener und einzigartiger», desto «unersetzbarer» ist das eigene Leben. «Es kann in nichts und niemandem fortleben.» Der Tod, der radikal «Schluss macht» mit dem, was unter beträchtlichem Aufwand inszeniert wurde, wird zur intensiv erfahrenen, endgültigen Katastrophe. Das gibt, so Beck mit Pathos, «dem eigenen Leben seine Konturen: seine Flüchtigkeit, seinen Lebenshunger, seinen Geschmack von Bitternis, Trostlosigkeit, seine Ironie und Leichtigkeit, die aus der Unbegreiflichkeit seines «Nichtsein-Seins» erwächst. Hier haben sein Hochmut, sein Wahn, sein Abenteuerertum, dieses Hochjauchzen - und - zu - Tode-Betrübtsein ihren Grund.» Ein Leben vom Tode her, das Beck nicht fordert, sondern zu konstatieren meint. Ein Leben, das sich, im Finden des «Eigenen», nur selber erlösen kann. Der «gesellschaftlich-politische» wie der «kosmisch-religiöse Erlösungsanspruch» seien



«Mit dem Tod rechnest du eben nicht», sagt Freda Heyden in ihrem neununddreissigsten Lebensjahr, und doch hat sie sich daran gewöhnt, «dass der Tod irgendwie neben mir steht». Im Sinne des Schicksals erscheint Michael Holzachs Tod für Freda Heyden als Teil einer Kette: Mit drei Jahren verliert sie ihre Mutter, mit achtzehn ihren damaligen Freund, mit siebenundzwanzig den Lebensgefährten. Im Sinne des sozialen Lebens heisst sein Tod: «Auf einmal gab es wieder nur mich» (aus dem besprochenen Band).

entzaubert. Im ersten Fall hat Beck zweifelsohne recht, doch leuchtet nicht ein, wieso die neuen «kosmisch-religiösen Bewegungen» nicht gerade für einen neuen Zauber von Erlösungsversprechen angeführt werden können. In ihnen ergibt sich nämlich die Möglichkeit, jenseits der tra-

ditionellen Religionen emphatisch das «eigene» zu behaupten, ohne die Gefahren einer tatsächlichen Vereinzelung ertragen zu müssen.

Etwas seltsam erscheint, dass Ulrich Beck in diesem Buch, das samt zugehöriger Ausstellung von der Bayerischen Rückversicherung finanziert wurde, auf der vorletzten Seite zum ersten-, aber dort insgesamt dreimal von der Funktion von «Versicherungen» spricht. Nicht, dass er in diesen Zusammenhängen Falsches sagte, doch Sätze wie der folgende können, nach der Betonung der Bedeutung des Todes im Konzept des eigenen Lebens, missverstanden werden: «Die Angst vor dem Sterben schlägt sich in den neuen Kathedralen der Sicherheit und der Versicherungen nieder, die das nur diesseitige Leben vor den Spuren seiner Vergänglichkeit bewahren sollen.»

Eigenes Leben versus Spassgesellschaft

Der zweijährige «Ausflug» von Fotograf und Textautor «in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben», kann vom Geldgeber als Zielgruppenforschung abgebucht werden. Und die vielen besorgten Gesichter laden auf ihre Weise zum Versicherungsabschluss ein. Der Widerspruch zwischen den risikofreudigen Thesen Becks und den oft nach innen gekehrten, verschüchtert wirkenden Foto-Porträts ist eklatant. Wie der gleichförmig stilisierende Ansatz der Text-Porträts von Ulf Erdmann Ziegler modellieren sie alle Dargestellten zu mehr oder weniger düsteren Heroen des eigenen Lebens. Doch beide Ansätze bringen eine allfällige «Eigenheit» der Individuen nicht unbedingt zum Vorschein. Was bleibt, ist der Eindruck von Zieglers durchgängig schick-melancholischer Schreibweise, unter der die ohnehin unscharfen Konturen der Gesichter zu verschwimmen drohen. Die erkennbare Absicht, gerade die Einheitlichkeit der Beschreibungsformen als graue Folie für das Auftreten des Eigenen zu nutzen, scheint nur zu einem kleinen Teil gelungen. Der allmählich wachsende Ärger, der ob der massiert auftretenden Selbststilierungen entstehen mag, sollte jedoch nicht verdecken, dass die hier präsentierten Dramatisierungen des zumeist als fra-

gil erfahrenen «eigenen» Lebens wohl eher dem Selbstbild vieler einzelner entsprechen dürften, als die heitere Fassade, zu der sie die «*Spass- und Leistungsgesellschaft*» zu verpflichten sucht. So nimmt man als Leser tatsächlich an dem versprochenen Ausflug in eine «*bekannte und unbekannte Gesellschaft*» teil.

Das bisweilen bemüht Mutige einzelner Selbst-Lebensentwürfe sollte man allerdings noch als Fernwirkung der Maximen der Spassgesellschaft verstehen. Vielleicht um genau dieser Gesellschaft zu genügen, hat man, wie die eigentlichen «*Sieger*», die «*Verlierer*» des Lebens ausgespart. Was sich hier nicht negativ auswirkt, denn mehr oder weniger pittoreske Fotos von und Reportagen über Penner und Könige gibt es schon. Die kaum mehr überblickbare, aber eben keineswegs statisch sich reproduzierende «*Mittelklasse*» hingegen ist auf diese Weise wohl noch nie porträtiert und untersucht worden. Die Fotografien von *August Sander* und *Siegfried Kracauers* Angestellten-Buch zusammengenommen hätten in eine ähnliche Richtung gewiesen.

Negative Leitbilder

Den Schluss des Buchs bildet ein Essay des Philosophen *Wilhelm Vossenkuhl*, der sich zu populistisch gibt. In einem hemdsärmeligen Rundumschlag gegen alle – selbst mehr oder minder differenzierten – Theorien vom «*Verschwinden des Subjekts*» behauptet er dessen Existenz nur schon aus dem in der Tat unleugbaren Bedürfnis gegenwärtiger Menschen nach «*Identität*». Darf man anhand der präsentierten Bastel- und Durchwurstel-Biographien ab und zu daran zweifeln, ob der einige Emphase vermittelnde Begriff des «*eigenen Lebens*» als generalisierende Beschreibungskategorie taugt, so muss man dieser neulauten Rede von «*Subjekten*» heftiger widersprechen. Dass jemand «*Ich will*» sagt und mit diesem Sagen etwas zu verstehen geben möchte, heisst noch nicht, dass seine intensivsten, als «*eigen*» empfundenen Wünsche – nach Sympathie, Liebe beispielsweise – selbstbestimmt, von unerkannten, gesellschaftlich produzierten Klischees frei wären. Von «*schwachen*» oder «*starken Ichs*», allenfalls noch von «*schwachen Subjekten*» zu sprechen, scheint in jedem Fall

.....
 Die kaum mehr überblickbare, aber eben keineswegs statisch sich reproduzierende «*Mittelklasse*» hingegen, ist auf diese Weise wohl noch nie porträtiert und untersucht worden.

sinnvoller als ein markig-simplifizierendes Befördern der «*Wiedergeburt des Subjekts*».

Wichtiger sind Vossenkuhls Bemerkungen zur notwendig interpersonalen Begründung von Identitätsgefühlen, die er von *Hegel* übernimmt. Nicht in einsamer Absonderung, sondern erst in sozialen Beziehungen lasse sich eigene Identität finden. Interessant ist, dass und auf welche Weise Vossenkuhl die Schriftsteller *Ralph Waldo Emerson*, *Walt Whitman* und *Henry James* als negative Leitbilder inszeniert. Sie hätten die Vorstellung einer sozialen Identität bekämpft, eine solche erhalte man gemäss ihrer Aussage «*weder durch Geburt und Kindheit noch durch Religion, Kultur und Arbeit. Alle drei glauben, dass es nichts Schlimmeres gibt, als die Bedingungen einer Gesellschaft für das eigene Handeln zu akzeptieren. Nicht, dass sie uns zu einer heroischen Auflehnung gegen die Gesellschaft überreden wollten; im Gegenteil, wir sollten gar nichts tun. Extreme Passivität verschreiben sie uns.*» Die Weigerung, sich überhaupt mit Gesellschaft auseinanderzusetzen, so Vossenkuhl, münde in Apathie. Das nur noch auf sich selbst bezogene, «*imperiale Ich*» entwickle einen «*absoluten Anspruch*» und verliere das Bedürfnis, andere Mitglieder der Gesellschaft verstehen zu wollen. Die Konstitution des «*imperialen Ich*» stehe so am Anfang des individualistischen «*amerikanischen Traums*». Der Tellerwäscher, der reich wird, hat sich nur um das eigene Fortkommen zu kümmern. Jede soziale Verantwortung ist ihm, «*idealerweise*», fremd. So lässt sich aus den Überlegungen *Becks* und *Vossenkuhls* ein paradoxer, unspektakulärer Schluss ziehen: Identität, eigenes Leben, also radikale Nicht-Identität, kann sich erst im Kontakt mit anderen Menschen bilden.

Das Buch «*eigenes Leben*» ist viel und auch hier kritisiert worden. Sein Ansatz überzeugt. Die geordnete Mischung der verschiedenen «*Textsorten*» (Porträt-Fotografie, verbales Porträt, soziologischer und philosophischer Text) führt tatsächlich weg von einer rein schriftfixierten Betrachtung des Menschen. Und indem das Buch einzelne Biographien zu Wort kommen lässt und dabei immer von neuem versucht, deren Verflechtungen in überindividuelle Systeme offenzulegen, trägt es dazu bei, der oft systemverliebten Soziologie neue Wege zu zeigen. ♦